

Deutschen Rundschau

Nr. 262. **Bromberg, den 13. November 1930.**

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.
Von Barbra Ring.

8. Fortsetznug. ———

Auf Petras Tisch lag ein Brief von ihrer Kusine, umadressiert aus dem Pfarrhause; darin stand, daß sie in einer Woche wieder nach Hause zurückkäme mit Mama und Papa; sie hätte das Leben in der Pension „dicke", und weiter stand da, Mama habe heute an Onkel geschrieben, Finn könne nach Weihnachten zu uns kommen und auf die Schule gehen, also nun brauchst du die Stelle nicht anzunehmen, wo es dir doch auch so gräßlich ist, in der Stadt zu wohnen. Petra saß auf dem Bettrand mit dem Brief in der Hand und großen, strahlenden Augen, als Jenny hereinkam, um nachzusehen, ob auch Wasser in der Kanne wäre.

„Na, Sie haben wohl ganz was Feines erfahren, Fräulein Febbeler?" fragte sie und sah Petras leuchtendes Gesichtchen an.

„Ja, denken Sie mal, Jenny, jetzt kann ich mir all mein Geld, was ich verdiene, sparen. Und dann werde ich bald Millionäse, oder wie die Millionendamen heißen, und dann kann ich ordentlich singen lernen."

„Ach ja, Singen is zu entzückend", sagte Jenny. „Ich bin mal in die Blumensäle gewesen mit mein Kuseng. Und da sang eine so süß, und so furchtbar fein, wie sie war. Dekolltiert un allens. Ja, wenn Sie's mal so weit brächten, Fräulein Febbeler."

„Ach ja, wer das könnte", sagte Petra mit einem Seufzer und sah verloren in die Zukunft hinaus.

•

Der Herbstregen hatte allen Ernstes eingesetzt. Klitschiger Nebel lag über dem Fjord. Die Stadt saß wie in grauer Wolle.

Es regnete auch heute, eklig naßkalt.

Der grüne Lampenschein hüllte den obersten Teil des Zimmers in Dämmerung. In dem großen Ofen prasselte und zischte es behaglich.

Petra saß hochrot vor Hitze über ihrem Buch, aber der Amtmann broch zusammen und fröstelte unter dem großen schottischen Plaid, das er um die Schultern hatte. Frau Letta häkelte. Der Amtmann hatte ein unaufgeschnittenes Buch und ein Papiermesser vor sich. Die dünne weiße Hand führte das Messer vergeblich zwischen die Blätter, sie war zu kraftlos, vermochte nicht die Seiten aufzuschneiden.

„Deixel auch", sagte er hitzig. „Früher war das Papier dünn und federleicht. Alles versimpelt. Jetzt ist es das reine Schuhsohlenleder, so schwer und zäh. Man kriegt das Messer nicht durch."

„Darf ich?" fragte Petra.

„Unsinn, können's auch nicht besser."

Er versuchte noch einmal, dann ließ er es liegen. Nach einer Weile sah er wieder auf das Buch und dann schnell zu Petra hinüber. „Na, denn man los, Kleine; schneiden Sie auf. Sie sitzen besser. So, danke. Das genügt."

Der Amtmann rückte ein bißchen näher unter die Lampe. Das Licht fiel scharf auf sein Gesicht. Er war magerer, weißer und schärfer geworden, bloß in der kurzen Zeit, seit Petra hier war, fand sie. Sie sah vom Amtmann zu seiner Frau hinüber. Das Häkelzeug war herabgeglitten. Frau Letta sah starr in das Gesicht ihres Mannes, als ob sie es zum ersten Male sähe. Und plötzlich kroch in die blassen, gleichgültigen Züge etwas, ein Ausdruck von Angst und ratloser Hilflosigkeit, der sie weich machte. Sie saß ganz still und sah, wie der Kopf des Amtsmanns in das Kissen zurücksank und er jedesmal, wenn er wieder lesen wollte, eine Kraftanstrengung machen mußte, um ihn zu heben. Über die scharfen grauen Augen fiel es wie ein Schleier. Dann senkte sie den Kopf und nahm die Handarbeit wieder auf; häkelte, häkelte, häkelte. Bloß etwas nervöser.

Petra sah sie an, ein paar schwere Tropfen fielen auf die Häkelei herab, aber sie rührte sich nicht.

Petra stand auf, holte die Fußbank und schob sie der Frau Amtmann unter die Füße. Sie merkte es nicht, sagte nichts.

„Uff, kalt ist es auch", schalt der Amtmann, „ich begreife gar nicht, was das jetzt für ein Klima hier ist; eigentlich sollte doch noch ein bißchen Sommer sein."

„Soll ich Ihnen was Warmes machen?" schlug Petra eifrig vor. „Warmbier, ja? Großpapa trank so gern Warmbier, als er — als er jung war", stammelte sie ganz verwirrt.

Der Amtmann drehte den Kopf und sah sie an. Lange.

„So, Sie haben Ihren Großvater gekannt, als er jung war?" sagte er mit einer Art Lachen. „Warmbier? Ich danke. Ihr Großvater war wohl krank. Ich bin nicht krank."

„Vater trinkt auch immer Warmbier, wenn er — wenn es kalt ist. Gesunde Leute trinken auch oft Warmbier", eiferte Petra.

Die Amtsmännin zwinkerte durch den Klemmer zu ihr hinüber; es war ein Anflug von Lächeln um ihren Mund.

„Na ja, meinetwegen machen Sie Warmbier, wenn Sie durchaus wollen", sagte der Amtmann heftig.

Petra verschwand in großer Geschwindigkeit.

Schnurriges kleines Mädel", sagte der Amtmann.

„Sie hat gewiß ihre guten Seiten", antwortete die Amtmännin; aber da fiel ihr das Gespräch mit Petra heute morgen in der Küche ein, und nun lächelte sie wirklich. „Ich meine, sie ist gewiß trotz all ihrer Sonderbarkeiten ein gutes Geschöpf", verbesserte sie sich.

Petra kam herein mit einer dampfenden Kanne und zwei Tassen. Die eine stellte sie vor die Amtmännin, aber diese machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Der Amtmann führte den Teelöffel mit zitternder Hand an die Lippen.

„Ah, wirklich gut. Gar keine so üble Idee von Ihnen, Kleine."

Er trank in kleinen Schlucken, aber fortwährend.

„Versuchen Sie's doch auch mal", überredete Petra die Amtmännin. „Man wird so schön dick davon. Und dann könnte ich doch kleine Butterbrötchen schneiden, dann braucht der Herr Amt — dann brauchen wir alle nicht erst ins Eßzimer rüber zu gehen."

Petra blinkte der Amtmännin zu, — sie nickte und streckte ihr die Hand hin.

Der Amtmann hatte von je darauf bestanden, daß er zu Tisch gehen wollte. Wenn man nicht richtig krank ist, dann muß man als gebildeter Mensch zu Tisch gehen. Aber wenn er dann endlich an seinen Platz gekommen war, konnte er in der Regel nichts essen.

Petra kam herein mit appetitlichen Butterbrötchen, von denen die Rinde abgeschnitten war. Der Amtmann sah sie an.

„Sie glauben wohl, ich werde nach und nach kindisch?" sagte er etwas gekränkt.

„Viele mögen Butterbrote ohne Rinde am liebsten", erklärte Petra. Und der Amtmann aß, wie er seit langem nicht gegessen hatte.

Als sie ihn in das Schlafzimmer geführt und auf den Bettrand gesetzt hatte, begleitete die Amtmännin Petra hinaus.

„Ich danke Ihnen auch, Fräulein Felber", sagte sie so freundlich, wie Petra sie noch gar nicht gehört hatte.

„Wohl bekomm's" sagte Petra ganz verwirrt und knixte. Es kam ihr so überraschend.

„Und wenn Wilhelm telephonieren sollte wegen des Konzerts, dann sagen Sie ihm bitte, daß ich auf keinen Fall von Tuesen weggehe."

„Ach, Sie sollten doch gehen."

Petra legte ihre Hand auf den Arm der Amtmännin.

„Wenn man betrübt ist, hat man ein bißchen Aufmunterung am allermeisten nötig, sagt Vater immer."

Der Stock des Amtmanns rief ungeduldig, und Frau Letta schloß die Tür hinter sich.

Petra ging im Zimmer umher und räumte auf. Es klingelte und Jenny stürzte nach der Tür. Jenny war immer mit Feuereifer bei der Sache, wenn der Herr Kandidat erwartet wurde. „Ah, er is wirklich zu schnuckrig. Un so viel nüdlicher wie den ollen sommersprossigen Kerl, der Sie morgens immer nachrennt, Fräulein Febbeler. Wie können Sie den bloß einmal angucken, wenn Sie den Herrn Kandidaten vor Augen haben können", sagte Jenny.

„Guten Abend. Danke für gestern."

Wilhelm Weyer nahm Petras Hand.

„Die Alten schon im Bett? Geht's Onkel etwas schlechter?" fragte er, als Petra ein Zeichen nach dem Schlafzimmer hin machte, daß er leise sprechen sollte.

„Nein. Aber s i e hat jetzt endlich begriffen, wie es mit ihm steht", sagte Petra ernst. „Die Ärmste. Sie wurde mit eins so gut, als sie ihn anguckte, und so bang und das Gesicht so kleinwinzig. Komisch. Die Menschen kriechen gleichsam aus ihrer Haut heraus und vergessen aufzupassen, wenn mit einem, den sie lieb haben, was nicht in Ordnung ist. Maren wurde auch so mächtig gut, als — als bei uns zu Haus nicht mehr alles bloß spaßig war. 'ne ganze Woche schimpfte sie nicht. Übrigens hat sie mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß sie nicht mit ins Konzert kommt; sie will nicht von Tuesen weg."

„Maren?" lachte Wilhelm.

„Ach dumm. Die Männin natürlich", antwortete Petra lächelnd.

„Übrigens, ich hab' noch ein Hühnchen mit Ihnen zu rupfen. Sie sind mir eine Nette. Kompromittieren die ganze Familie. Wissen Sie, wer den Hundertmarkschein gewonnen hat, der gestern auf dem Basar verlost wurde? Und was für'n Namen hatten Sie aufgeschrieben? Die Männin und Amtmann Tuesens Adresse, Parkweg. Es war ein Glück, daß eine meiner unzähligen Freundinnen meinen Spitznamen für die Tante kannte und mich frug. Und, nobel wie ich bin, opferte ich mich auf. Ich ließ sie in dem Glauben, daß i ch die Männin geschrieben hatte."

„Hau, wird die sich aber freuen. Ich wußte ganz genau, daß ich gewinnen würde. Ich gewinne immer", sagte Petra strahlend.

„Kondoliere", sagte Wilhelm. Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Nicht immer", lachte Petra. „Unsere Viehmagd zu Haus gewann mal ein ganzes Möblement in der Lotterie, und da freiten gleich zwei Stück um sie."

„Hoffen wir, daß Sie auch mal ein Möblement gewinnen."

„Ach nein, die Lust zum Heiraten ist mir vergangen. Früher, als ich klein war, da wollt' ich partout heiraten und dreißig Kinder kriegen, aber jetzt will ich lieber singen lernen."

„Dreißig. O Gott, der arme Versorger", sagte Wilhelm Weyer. „Aber, à propos, singen. Jetzt gehen Sie natürlich mit, auf das Billett der Männin?"

„Danke. Kann nicht. Habe mich schon an Borting versagt", sagte Petra. „Der freut sich so mächtig, daß er mich mitnehmen darf."

„Wirklich? Aber wenn ich mich nun n o ch mächtiger freute?"

„Nein, er freut sich am meisten. Er bat mich zuerst."

„Haben Sie nie bei sich zu Hause jemand eingeladen, trotzdem Sie jemand anders — vielleicht lieber gehabt hätten?"

„Wir laden immer die zuerst ein, die wir am liebsten haben", sagte Petra unerschütterlich.

„Borting?" sagte Wilhelm Weyer. „Ist das der Häßliche mit den vielen Sommersprossen?"

„Ein paar Sommersprossen hat er allerdings, aber er ist sehr hübsch', sagte Petra zuversichtlich.

„Na, dann muß es ein anderer sein. Der, den ich meine, ist nichts weniger als hübsch."

„Meiner i st hübsch", sagte Petra.

„Ihrer?"

Wilhelm Weyer sah sie erstaunt an.

„Na ja, ganz besitze ich ihn nicht", lachte Petra. „Aber ein bißchen, er ist mein bester Freund."

„Ah so", sagte Wilhelm Weyer etwas steif.

Aus dem Schlafzimemr klingelte es. Man hörte einen wunderlichen, stöhnenden Laut.

Sie stürzten beide hinein.

Der Amtmann saß aufrecht im Bett, in großer Atemnot. Frau Letta stützte ihn — sie war ganz rot vor Anstrengung. Petra ging auf den Zehenspitzen hinein, schob sie sanft beiseite und nahm ihren Platz ein.

„Ich habe mehr Kräfte", sagte sie.

Und Frau Letta ließ es geschehen und setzte sich auf den Bettrand und hielt seine weiße kalte Hand in der ihren, während Wilhelm Weyer nach dem Arzt telephonierte.

Allmählich ließ der Anfall nach und der Amtmann sank ermattet in Petras Arm.

„Ist das das Ende, Letta?" flüsterte er eine Weile danach. Keine antwortete. Nach einer Weile klingelte es. Es war der Arzt. Er befühlte Puls und Herz, verordnete erleichternde Tropfen. Der Amtmann lag ganz still vor sich hin.

„Ob ihm das Aufstehen wohl gut ist, Herr Doktor, es strengt ihn so an, er will immer selber auf" sagte Frau Letta.

„Lassen Sie ihn ruhig tun, was er Lust hat. Essen was er will. Das spielt jetzt keine Rolle, gnädige Frau", antwortete der Arzt — ein dunkler Herr mit Klemmer und großer Eile, der Stellvertreter des guten alten Doktor Söderberg.

„Was hat er gesagt, Letta?" fragte der Amtmann, als die Frau wieder hereinkam.

„Er sagte, du könntest aufstehen, wenn du wolltest — oder liegen bleiben — ganz wie du willst", sagte Frau Letta gebrochen.

„Das heißt also, es ist einerlei, was ich tue?" fragte der Kranke leise.

Stille.

„Onkel", fing Wilhelm Weyer an.

„Still. Sie, Kleine, antworten Sie mir, Sie sind ehrlich. Muß ich bald sterben?"

„Ja — ich glaube", antwortete Petra ruhig und laut.

„Nein, nein, es ist nicht wahr", sagte die Frau schnell und erregt; sie sah ganz unglücklich zu Petra hinüber.

Er lag eine Weile ganz still.

„Meinst du, dadurch, daß man's weiß, wird's schlimmer?" kam es ein wenig ironisch. Aber die Stimme war schwach und abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater als Bildungsanstalt.

Reinhard Anfang Juli 1807.

Über seine Gattin sagte Goethe:

„Meine Gesellschaft hat sicher einen Einfluß auf ihren Verstand ausgeübt und das Theater ihren Ideenkreis erweitert. Im allgemeinen gibt man sich nicht immer Rechenschaft, wie sehr der allabendliche Besuch des Theaters während einer Reihe von Jahren den Geist bildet. Dort ist von allem, von Kunst, Gesellschaft, Moral, die Rede; die Gefühle des Menschenherzens zeigen sich in allen Lagen, diese Kämpfe rufen Ideen hervor, beeinflussen das Urteil und geben Stoff für die Überlegung. Im Altertum erregte das Theater die Griechen leidenschaftlich."

Zufallsfunde wertvoller Briefmarken

Von Joseph K. F. Naumann = Bregenz.

Vor einigen Jahren kam man bei der Ausbesserung eines Hausdaches in der Walnutstreet in Philadelphia zur Entdeckung von einem halben Dutzend Koffern, die bis zum Rande mit Tausenden von Briefmarken angefüllt waren. Sie enthielten die umfangreiche Privatkorrespondenz des früheren Schatzkanzlers William Meredith, der viele Ämter bekleidete und die Gewohnheit hatte, jeden Brief aufzubewahren, der in seinen Besitz gelangte. So ergab der Zufall, daß man die seit seinem vor mehr als 50 Jahren erfolgten Tode unberührten Briefschaften auffand. Die Umschläge der Briefe waren u. a. mit den seltenen Karriolmarken frankiert, die von 1849 bis 1851 dazu dienten, die Sendungen zwischen den Regierungspostämtern freizumachen. Den Wert des Fundes schätzte man auf einige hunderttausend Dollar.

Auch die Zeugen glücklicher Liebeszeit, die mit Rosabändchen umschnürten Päckchen mit Liebesbriefen, haben sich oft als ergiebige Fundquellen wertvoller Marken erwiesen. So verdanken die Philatelisten dem Briefwechsel eines amerikanischen Brautpaares die Kenntnis der vom Stadtpostamt in Virginia 1846 herausgegebenen Lokalmarken zu fünf Cent. Im Jahre 1907 fand nämlich die mittlerweile zur Gattin gewordene Braut in einem sorgsam verwahrten Briefpaket auf dem Umschlage eines Liebesbriefchens eine solche Marke, die auf lederfarbenes Packpapier gedruckt war. Sie konnte diese, von der bisher nur vier Stück bekannt geworden sind, für dreitausend Dollar verkaufen. Heute beträgt der Wert mindestens das Zwei= bis Dreifache. Kürzlich wurde erst eine solche Marke in England für 30 000 Mark verkauft. Die einzige bekannte, 1846 vom Postamt St. Louis ausgegebene Lokal=Postmarke zu 20 Cent fand sich ebenfalls auf einem Liebesbriefe, der das Datum vom 14. Februar trug.

Vor Jahren erwarb ein Londoner Althändler ein altes Schreibpult, das er ausbessern ließ. Hierbei entdeckte der Schreiner ein Geheimfach mit ganzen Sätzen alter englischer Briefmarken, die 40 Jahre lang verborgen waren. Sie wurden dann bei einer Auktion im Jahre 1920 für eine ziemlich große Summe erstanden.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts verschied in Glasgow ein alter Herr, der einem seiner ergrauten Diener einen Schreibtisch vermacht hatte. Nachträglich fand man dann in einem Fache desselben seltene Marken, die bei ihrem Verkauf 10 000 Mark einbrachten. Vielfache Funde machte man auch unter altem, zum Einstampfen bestimmten Papier. So brachte vor Wochen die Baseler Zeitung folgende interessante Mitteilung: Ein junger Mann in England fand vor nicht zu langer Zeit seltene Briefmarken, deren Verkauf ihm ein Riesenvermögen einbringen dürfte. Durch Zufall erfuhr er von dem Ankauf größerer Massen alter Postsachen durch eine englische Firma und konnte noch einige Briefe sehen, die von dem mittlerweile schon in die Papiermühle geschafften Altpapier zurückgeblieben waren und eine Frankatur mit seltenen Marken aufwiesen. Sofort eilte er in einem Auto nach der Papierfabrik, wo es ihm gerade noch gelang, die Sachen nahezu im entscheidenden Augenblick zu retten. Er ließ die alten Marken durchsehen, wobei große Seltenheiten zutage gefördert wurden, so daß der englische Briefmarkenkenner Melville diese Entdeckung als den größten philatelistischen Schatzfund bezeichnete.

Den meisten Briefmarkensammlern wird übrigens auch ein großer Fund im Jahre 1912 in Erinnerung sein, der sich in Philadelphia zutrug. Alle Zeitungen berichteten damals darüber. Es wurden nämlich kostbare Briefmarken in den zum Einstampfen bestimmten Briefschaften entdeckt, die eine Altpapierhandlung von einer Bankfirma kaufte. Durch Zufall bemerkte ein Angestellter der Altpapierfirma bei der Durchsicht einige Marken und frankierte Briefumschläge, und ein Kenner stellte fest, daß sich unter den alten und zum Teil nicht besonders wertvollen Postwertzeichen nicht weniger als 105 Exemplare der äußerst seltenen Postmeistermarken von St. Louis aus dem Jahre 1845 bis 1847 befanden, von denen jede zwischen 120 und 200 Dollar wert war. Der Verkauf dieser Marken, die sich in dem für 60 Dollar erstandenen Einstampfpapier befanden, erbrachte rund 100 000 Dollar. Zu diesen Zufallsfunden zählt auch die Entdeckung zweier Britisch=Guayana=Marken, die in einer alten Waschanstalt in Demerara aufgestöbert wurden, und eines Paares Missionsmarken von Hawai auf einem Papier, das zum Bekleben der Wände unter der Tünche gedient hatte. Ein dem letzteren ähnlicher Fall wird uns von einem Sammler auf den Sandwich=Inseln berichtet, der zufällig in ein Schulhaus kam und unter der abgebröckelten Wand ein Stück eines Briefumschlages mit zwei seltenen Marken entdeckte. Leider wurde später, trotz aller gebotenen Vorsicht, eine davon beschädigt. Ein glücklicher Zufall, der mit der Geschichte des größten englischen Briefmarken=Handelshauses eng verbunden ist, verdient erwähnt zu werden. Stanley=Gibbons war bereits als Knabe ein leidenschaftlicher Sammler von Marken und begann im Alter von 15 Jahren Handel mit diesen zu treiben. Einen besonderen Aufschwung hat Gibbons' Handel einem glücklichen Ereignisse zu verdanken. Im Jahre 1863 kamen Matrosen, die in einem Winkel des Auslagefensters Briefmarken gesehen hatten, in das Geschäft des jungen Händlers und boten ihm ein ganzes Säckchen voll Marken zum Kaufe an. Unter diesen befanden sich mehrere tausend Stück der dreieckigen Marken vom Kap der guten Hoffnung. Die Matrosen hatten einmal für einen Schilling ein Los eines Kirchenbasars erstanden und daraufhin ein Säckchen voll Marken, wie man solche in Kapstadt für Wohltätigkeitszwecke gesammelt hatte, gewonnen. Als ihnen Gibbons hierfür 5 Pfund Sterling übergab, schmunzelten die beiden Teerjacken und zogen vergnügt ab. Gibbons aber konnte mit dem Erlös dieser Marken sein Geschäft ausbauen.

Aphorismen.

Von Tilly Lindner.

Ein braves Weib wiegt schwerer als die Liebesgedichte eines Jahrhunderts zusammen.

*

Wir beneiden manchen um seinen Lebensmut. Betrachten wir ihn näher, so finden wir, daß er Angst vor sich selber hat.

*

Im Umgang mit der Natur können wir am ehesten wiedergewinnen, was wir im Umgang mit Menschen verloren haben.

*

Der Mißerfolg im Leben ist nicht selten die Strafe für die Versäumnis des richtigen Augenblicks.

Aus der Arche Noah.

Einem On-dit zufolge.

Beim Einzug in die Arche sollte es, wie Noah als Hauswirt bestimmte, hübsch ordentlich der Größe nach gehen. Der Floh, der ja ein ganz vorwitziger Geselle ist, wollte keinesfalls so lange warten, bis die Reihe an ihn käme, und hüpfte — heimlich und unbemerkt — immer weiter nach vorn. Gerade in dem Augenblick, als der Elefant zur Tür herein wollte sprang ihm der Floh auf den rechten Hinterfuß. „Drängeln Sie doch nicht so, Sie Flegel!“ drehte sich der Elefont wütend um.

*

Unter den Frauen kamen — natürlich — schon in den ersten Tagen Reibereien und Gehässigkeiten vor. Eine kokette kleine Wanze, die mit einem Franzosen heftig flirtete, erzählte ihm, daß sie französische Parfüms sehr liebe. Worauf eine etwas hausbackene Henne, die das hörte, tadelnd dazwischen gackerte, einer rechten Frau sei es unwürdig, nach „Peau de Punaise“ zu duften. Sie hätte Eier zu legen. „Das sowieso!“ meinte die Kleine schnippisch.

*

Die erste Nacht in der Arche Noah. Einige nervöse Tierdamen fanden keinen Schlaf, weil ein dumpfes Geräusch, das sich in regelmäßigen Abständen wiederholte, sie beunruhigte und erschreckte. Endlich faßte sich ein ätherisches Mückenfräulein ein Herz und ging zu Noah, um ihn zu fragen, was das für ein merkwürdiges Geräusch sei. „Ach“, sagte der, „das ist nur der Tausendfüßler, der seine Schuhe auszieht und vor die Tür stellt.“

Emmi Nararoff.

November.

Die Tage spinnen sich in Nebel ein;
Der tröpfelt grau und kalt auf alles nieder,
Als sollte niemals wieder Sonne sein
Und niemals wieder kleine Vogellieder.

Der Tod geht durch das Land. Wie groß und sehr
Umwittert ihn urewiges Vergehen —.
Die Erde aber duftet schollenschwer:
Sie weiß von frühlingsneuem Auferstehen!

Zoe Droysen.

Englische Sprichwörter.

Gleiches Blut, gleiches Gut und gleiches Alter sind drei gute Eheverwalter.

•

„Mein Schatz“ und „Mein Täubchen“ können keinen Haushalt leiten.

•

Lippen, und seien sie noch so rosig, wollen gefüttert sein.

•

Brave Leute heiraten früh, kluge überhaupt nicht.

•

Besser halb gehängt als schlecht verheiratet.

•

Mit Frauen und Wassermühlen ist immer etwas nicht in Ordnung.

•

Nimm Wein aus gutem Boden und eine Tochter von einer guten Mutter.

•

Es ist besser, einen schweigsamen Dummkopf als eine gescheite Xanthippe zu heiraten.

•

Die Frauen weinen, wenn sie wollen, und lachen, wenn sie können.



Bunte Chronik



* **Bomben in den Kinos von San Franzisko.** Die Kinobesitzer leben zur Zeit unter einem andauernden Terror. Unbekannte Missetäter schaffen Bomben und Höllenmaschinen in die Zuschauerräume der Kinos. Das beängstigte Publikum meidet die Kinovorstellungen. Man vermutet, daß die Bomben von den vielen Musikern gelegt werden, die mit der Verbreitung des Tonfilms brotlos geworden sind. Aus Rache und Verzweiflung greifen manche arbeitslosen Musikanten zu diesem Mittel. Vor Beginn jeder Vorstellung werden die Zuschauerräume von der Polizei sorgfältig untersucht. Es ist eine Leichtigkeit, während der Vorstellung im dunklen Raum unter irgendeinem Sessel eine Höllenmaschine unterzubringen, die zu einer bestimmten Stunde und zwar, nach Schluß der Vorstellung, explodieren würde. Bis jetzt wurden alle diese Attentate von der Polizei vereitelt. Trotzdem bemächtigte sich des Publikums ein großer Schreck.

* **Die gefräßige Boa und die armen Katzen.** Im Londoner zoologischen Garten lebt eine Riesenschlange — Boa Konstriktor. Solche Schlangen gibt es auch in anderen zoologischen Gärten Europas. Um die Londoner Boa ist aber in diesen Tagen ein Streit ausgebrochen. Die Londoner Gesellschaft der Tierfreunde verlangte, daß die Schlange getötet werde, und zwar auf grausame Art: durch Hungertod. Diese Forderung wird damit begründet, daß die Boaschlange nur mit lebendigen Tieren ernährt werden kann. Die Boa im Londoner Zoo bekam regelmäßig kleine Katzen zu fressen. Die Tierfreunde sind darüber empört. Die Verteidiger der Schlange weisen darauf hin, daß diese Schlangen überall in den Zoos mit kleinen Katzen oder Kaninchen ernährt würden, und daß die Londoner Boa in dieser Beziehung keinesfalls eine Ausnahme darstelle. Da es eine Sache der Unmöglichkeit sei, die gastronomischen Gewohnheiten dieser Schlangen umzuändern, bliebe eben nichts anderes übrig, als sie mit kleinen Katzen zu füttern. Außerdem sei das Schicksal der kleinen Katzen gar nicht so grausam, wie es im ersten Moment scheint. Denn in den Käfig der Schlange gebracht, würden die Katzen durch den Anblick der Schlange sofort gelähmt und verlören völlig das Bewußtsein. Die Londoner Tierfreunde erklären sich mit dieser Begründung nicht zufrieden und behaupten, es sei eine Grausamkeit, mit den armen kleinen Katzen auf diese Art zu verfahren. Der Streit ist noch nicht entschieden, und es besteht die Möglichkeit, daß die Londoner Boaschlange den Hungertod sterben wird.

* **Höfliche Verkehrspolizei.** In dem französischen Ort Bort les Orgues wird von der Verkehrspolizei, wenn ein Auto an einer verkehrten Stelle parkt, ein Zettel mit folgendem Inhalt an dasselbe befestigt: „Mein Herr, Ihr Wagen steht an einer Stelle, wo Parken verboten ist. Um ein Protokoll zu vermeiden, ersuchen wir Sie höflich, Ihr Auto auf einen der unten angegebenen Parkplätze zu bringen . . . Gleichzeitig erlauben wir uns, Sie auf die Schönheiten unseres Ortes aufmerksam zu machen. Besuchen Sie die berühmte Cascage . . .“ usw. Höflicher kann man wohl zu keinem Automobilisten sein, der gegen die Verkehrsordnung verstoßen hat, und gewiß wird dieses System der ganzen Gegend von Vorteil sein.

Lustige Rundschau



* **Konversation.** „Du sprichst bei Tisch von den schlechten Zeiten, lieber Edgar, und ich werde beim Mokka von meinen fünf neuen Toiletten erzählen — das hebt unsern Kredit.“

* **Minnas Meinung.** Minna hat gekündigt, denn Minna will heiraten. „Ich warne Sie, Minna“, sagte die Gnädige, „die Ehe ist eine sehr, sehr ernste Sache.“ — „Weiß ich ja“, erwiderte Minna. „Jott, es muß ja ooch nich jerade jeder so'n Pech haben wie Sie . . .!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.